

Auf den Höhen des Oelberges

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **12 (1929)**

Heft 2

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gesamte spezifisch christlich-biblische Terminologie (Gott, Glaube, Frömmigkeit, Gotteskindschaft etc.) herübernimmt auf ein Gebiet, wo sie nun einfach nicht hingehört, wo philosophische Termini in genügender Zahl zur Verfügung ständen. Gerade angesichts der bei Barth und andern modernen Theologen vorwaltenden Tendenz, die unglückselige Verquickung von Philosophie und Christentum zu zerreißen und Christentum nicht mehr auf Philosophie, auch nicht mehr auf Vernunft, Geschichte und Erkenntnistheorie, sondern nur noch auf Gnade und Offenbarung zu gründen, sollte nun auch auf Seiten der Philosophie mit derselben Ehrlichkeit danach gestrebt werden, die Krücken einer christlich-biblischen Terminologie wegzuworfen und sich auch terminologisch auf eigene Füße zu stellen.

Der Durchschnittsleser des »Schweizerspiegels« ist gewiss trotz verschiedener Andeutungen und Hinweise auf Haeberlins eigentliche Auffassung nicht imstande, diese scharfen Differenzierungen zwischen christlichem Gott und philosophischem Gottesbegriff durchzuführen, er wird hier irreführt, denn sicher sieht er hinter diesem christlich-terminologischen Vorhang das, was er unter Christentum versteht, und nicht eine aprioristische Philosophie. Ist er zufälligerweise gut gläubiger Christ, so wird er sich beruhigt wieder einmal aufs Ohr legen, denn da hat es einer, der es genau wissen muss, ja wieder einmal klar ausgesprochen: Menschliche Schwäche, Engstirnigkeit und Engstirnigkeit ist es, ein Zeichen von Halbbildung und kindlicher Naivität ist es, zu meinen, dass das Wissen dem Glauben gefährlich werden könne, dass Wissen der Religion ins Gehege kommen könne.

3. Da wir den Unterschied zwischen christlicher und philosophischer »Religion« wohl kennen, lassen wir uns nicht irreführen und in keiner Weise abschrecken in unserer Arbeit. Mit Haeberlin respektieren wir die philosophische Transzendenz, vielleicht noch tiefer als er, denn die Identifikation des Transzendenten mit einem Gott muss uns schon als eine unstatthafte Determination dessen, was sich aller Determination entzieht, vorkommen. Wo wir uns um die Abklärung eines Gottesbegriffes bemühen, da handelt es sich um den »wirklich religiösen« Gott, vorwiegend um den Gott des christlichen Glaubensbekenntnisses. Mit dem treiben nun die Theologen ein possierliches Spiel: Dem kindlichen und naiven Menschen wird dieser Gott als eine Realität vorgestellt, als ein Realisimum; will aber dann der kritische Verstand diese Realität mit dem Netz seiner Kategorien einfangen und in einen Wissenszusammenhang einordnen, so wird Gott schleunigst wieder in die unnahbare Ferne des nicht mehr Gegebenen und der philosophischen Transzendenz hinausgeschoben. Mit andern Worten: Der fundamentale Unterschied zwischen christlicher und philosophischer Transzendenz wird übersehen und promiscue einfach von Transzendenz gesprochen, bald in diesem, bald in jenem Sinne. Im Gegensatz zu den modernen Theologen, die gerade hier auf logisches Denken verzichten, drängen wir gerade hier auf Klarheit. Wir stellen fest, dass das Christentum seinem Gott je und je Wirklichkeit und Realität (Wobbermin, Barth) zugesprochen hat. Was mit diesem Anspruch auf Wirklichkeit und Realität auftritt, interessiert uns, reizt uns zur Untersuchung und berechtigt uns zu der Auffassung, dass da wissenschaftliche Rätsel und Geheimnisse und nicht religiöse Rätsel und Geheimnisse im Sinne Haeberlins vorliegen. Und hier handeln wir nach dem Satz, den Haeberlin selbst in seinem Aufsatz geprägt hat: »Wissenschaft wird ihre Aufgabe nie vergessen, und sie wird vor keinem bloss wissenschaftlichen Rätsel (das ja stets nur Mangel an Beobachtung oder Denken bedeutet) jemals kapitulieren.« Genau soweit das Bemühen der modernen Theologen geht, trotz zum Zerreißen gespannter Transzendenz eben diese Transzendenz immer wieder zu durchbrechen und Gott als Realität dem Gewebe der irdischen Realität entgegenzustellen — vgl. z. B. die moderne Offenbarungslehre, dass Gott die Menschen wirklich anredet an einem bestimmten Punkt innerhalb des irdischen Raum- und Zeitgefüges — genau soweit gründet sich unsere Berechtigung, dem materialen und formalen Prinzip aller Wissenschaft nach Kräften Genüge zu tun und diese Aussagen über Gott systematisch zusammenzustellen und in einen Wissenszusammenhang einzuordnen. Genau soviel die Theologie und die christliche Lehre von ihrem Gott weiss — und sie weiss und lehrt unglaublich viel — genau soviel geht an

wissenschaftlichem Geheimnis verloren und wird Wissensmaterial.

Damit vorläufig Schluss! Wir würden es sehr begrüßen, wenn die Redaktion des »Schweizerspiegels« diese unsere Aeussierungen Herrn Prof. Haeberlin zustellen wollte, und noch mehr würde es uns freuen, gelegentlich eine Antwort von Prof. Haeberlin hier veröffentlichen zu dürfen. H.

Auf den Höhen des Oelberges.

Wir haben allen Grund, uns zur Abwechslung einmal mit der christlichen, speziell der evangelischen Mission, ihren gegenwärtigen Freuden und Leiden, ihren Erfolgen und Misserfolgen, zu beschäftigen. Prächtigen Anlass hiezu bieten alle die Berichte, die nunmehr erschienen sind über die Tagung des erweiterten internationalen Missionsrates in Jerusalem, genauer eben auf dem Oelberg in der Nähe Jerusalems. Eine persönliche Durchsicht aller der vielen Quellen, Rapporte, Zeitschriften und Missionsmagazine war nicht möglich. Der vorliegende Bericht stützt sich daher auf Vorarbeiten, und zwar zum grossen Teil auf einen Aufsatz des Jesuiten A. Vätti im Dezemberheft der »Stimmen der Zeit«. Der Aufsatz macht den Eindruck sachlicher Korrektheit und Zuverlässigkeit und leidet vielleicht nur an der einen Einseitigkeit, dass er positive Erfolge der evangelischen Mission nicht oder zu wenig erwähnt. Der Gesamteindruck der Tagung wird aber im Wesentlichen richtig wiedergegeben sein.

Nehmen wir die Quintessenz voraus: Es geht nicht mehr recht vorwärts mit der Mission, weder mit der protestantischen noch mit der katholischen. Wir zählen ungefähr eine Milliarde Heiden. Davon sind heute, global und summarisch, 10 Millionen, also 1% getauft. Bedenkt man den ungeheuern Aufwand an moralischen, körperlichen und finanziellen Energien, so entspricht dieses Resultat, dieses 1%, keineswegs den aufgewandten Kräften und gehegten Erwartungen, zumal wenn man bedenkt, dass mit der Taufe diese Heiden noch lange nicht als »Christen« im herkömmlichen Sinne des Wortes angesprochen werden dürfen. Darüber später mehr. Zudem stösst eben heute die Mission überall auf hartnäckigen Widerstand, auf bestimmte, innere Ablehnung. Man spricht deshalb in christlichen Kreisen mit anerkannter Offenheit von einer eigentlichen Krise in der christlichen Mission. Pfarrer Schlunk, der deutsche Berichterstatter von des Oelbergs Höhen, hat Ursachen und Hintergründe dieser allgemeinen Ablehnung wohl richtig angedeutet, wenn er schreibt: »Wenn Paulus in die Heidenwelt ausreiste, so rief er die Heiden zur Busse. Kommen heute die christlichen Boten zu den Heiden, so werden sie selbst zur Busse gerufen; denn die Heiden sind sehend geworden.« Wie sehr das zutrifft, in welchem Masse die Heiden sehend, ja geradezu unangenehm scharfsichtig geworden sind gegenüber den Schwächen und Gebrechen der christlichen Mission, soll nun dargestellt werden.

1. Allgemeines. Ueber die Erde spannt sich ein Netz von 23 Landesorganisationen. Die »bunte Musterkarte des missionierenden Protestantismus« wird durch den internationalen Missionsrat in einen einheitlichen Rahmen gespannt. 1925 wurden 6,540,830 Missionschristen gezählt.

2. Jerusalem. Die neue Tagung auf dem Oelberg bei Jerusalem fand statt vom 24. März bis 8. April 1928. Mit Absicht war Jerusalem gewählt worden, da die Stadt den Christen, Mohammedanern und Juden heilig ist, auch wurde die Sitzung ausdrücklich in die Leidens- und Karwoche verlegt. Der Empfang der Heilsbringer war aber nichts weniger als lebenswürdig. Darüber berichtet Dr. J. Richter: »Die arabische Presse von Aegypten und Palästina hatte sich schon wochenlang vorher über unsere Konferenz aufgeregt. Während unserer Tagung ergingen leidenschaftliche Bittschriften an den Generalgouverneur, die Konferenz durch ein Machtwort zu schliessen und alle Missionare sofort aus dem Lande zu weisen, und Aufrufe an alle »Könige und Fürsten der islamischen Länder« — dem »Unfug der Mission, die nur Streit und Unfrieden stifte« ein für allemal ein Ende zu machen. Wir tagten deshalb sozusagen bei verschlossenen Türen, d. h. die an den Türen der Oelberg-Stiftung wachhabende Polizei liess niemand ein, der sich nicht durch seine Karte als Mitglied ausweisen konnte.«

3. **Einstimmigkeit der Beschlüsse.** Wie kam es, dass bei so vielen sich widerstreitenden Interessen innerhalb der Mission doch Einstimmigkeit in den Beschlüssen festgestellt werden konnte? Ist da ein Wunder geschehen? Nach der ersten Woche fragten sich viele, ob sie nicht »am Rekordfiasko der Welt teilnehmen«. Die vorhandenen Gegensätze haben sich mit aller Schärfe ausgewirkt, aber — Missionsversammlungen verstehen und müssen verstehen, die Würde zu wahren. Die offiziellen Berichte gehen vornehm über dies und jenes hinweg, und Dr. Mott war als Leiter des Kongresses unübertrefflich. Die Leitung hat den Teilnehmern klargemacht, dass sie auf einige Tage alle Bedenken zurückstellen müssen, um sich vor der Welt nicht lächerlich zu machen. Gefährliche Klippen wurden vermieden, Kompromisse geschlossen und wohlabgewogene allgemein gehaltene Lehrsätze ausgesprochen, aus denen jeder seine eigenen Ueberzeugungen heraus- und hineinlesen konnte. Die Entscheidungen schliesslich wurden in ganz feierliche Worte gekleidet.

4. **Der Nationalismus in der Mission.** Er prägt sich natürlich auch hier aus. Deutschland wird offenkundig zurückgesetzt, das zeigt sich auch in der Zusammensetzung des neuen Rates. Das angelsächsische Element herrscht unbeschränkt. Schwere Enttäuschung bei den Deutschen: »Es war eine angelsächsische Konferenz.« Die Amerikaner stellen $\frac{3}{4}$ aller Missionskräfte. Das hängt zusammen mit dem angelsächsischen Welteinfluss auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet und mit der Weltherrschaft ihrer Sprache. Amerikanisch ist der Schwung, die Organisation und — die Finanzierung! Mit der Amerikanisierung der Mission hängen aber auch zusammen schwere Nachteile:

5. **Die Verweltlichung der Mission.** Das Laienelement überwiegt; der Professor, der Arzt, die Krankenschwester, die Lehrerin, der Verwaltungsbeamte hat das Wort, nicht der Geistliche! »Viele Missionare sind zugleich Handelsagenten; die materiellen Interessen ihres Vaterlandes zu vertreten, gehört mit zu ihrer Aufgabe.« Glaubenslehre verkünden ist Nebensache; nur der »Geist des Christentums«, die sog. christliche Atmosphäre, ist von Bedeutung. Christus ist in aller Munde, aber ohne jeden Jenseitsgehalt; überall nur »veredelte Diesseitskultur«. Eine allgemeine Zivilisation amerikanischer Prägung breitet sich aus, sie soll eine allgemein christliche Färbung tragen. Die Arbeit der angelsächsischen Missionare gleicht der des Völkerbundes, des internationalen Arbeitsamtes und Gesundheitsamtes. »Eine Schar junger Idealisten zieht von Amerika aus aufs Missionsfeld, um die Welt im Geiste einer demokratischen Zivilisation zu reformieren.«

Gegenwärtig aber lässt dieser Missionseifer nach! Man spricht von einer furchtbaren Ernüchterung weiter amerikanischer Kreise, herbeigeführt durch die Friedensdiktate, durch die feindselige Spannung über Europa, durch den Rassenhass. Nicht ohne Eindruck bleibt die völlige Ablehnung des Christentums durch die gebildeten Asiaten. Da hören wir eigenartige Dinge: »Die Studenten in den asiatischen Kulturländern werden nicht müde, die Ueberflüssigkeit, ja Schädlichkeit der Missionsbestrebungen zu betonen und ihre Mitstudenten von der Ergreifung eines so törichteren Berufes abzuschrecken.« Der chinesische Delegierte an der Konferenz des Weltbundes für christliche Freundschaftsarbeit in Konstanz (1928) sprach wörtlich: »Das Christentum kämpft seinen letzten Kampf; selbst in der sogenannten Christenheit. Sie werden sich überzeugen, dass das junge China nicht so Unrecht hatte, einer Religion Widerstand zu leisten, die in ihren glorreichen Tagen Religionskriege führte und die Wissenschaft verfolgte, und weiche im hellen Licht des 20. Jahrhunderts während des Weltkrieges um den Sieg für die kriegführende Nation betete und noch heute in gewissen Teilen der Christenheit die Lehren der Wissenschaft bekämpft.« So fließen denn die Gelder von Amerika her immer spärlicher. Schon der Reklamefeldzug von 1920 endete mit einem Fiasko. Wir müssen aber auch von einer innern Aushungerung des Missionsgedankens sprechen. Gerade das blasse, dogmenlose »Christentum« Amerikas birgt die Gefahr in sich, ganz in Freigeistigkeit und Atheismus umzuschlagen. So schreibt Prof. Heim: »Es ist die bewusst weltliche Gesinnung und Diesseitsstimmung, die im Vollbesitz der modernen Errungenschaften alle übersinnlichen Werte als lebensfremd ablehnt.« Die angelsächsische Mission tut nichts gegen dies schleichende Gift, sie ist zufrieden, wenn unter

christlichem Mantel und Namen so etwas wie »christlicher Geist« übrig bleibt. Schon viele Heiden sind heute durchaus freigeistig, skeptisch, religionsfeindlich, und auf ihre Bekehrung ist nicht mehr zu hoffen. Sie gelten aber als Christen und werden als Christen gezählt, wenn sie nur etwas christlich-humanitären Geist eingegeben erhalten haben. Das Christentum der bekannten chinesischen Führer Feng und Sun-Yatsen u. a. m. ist und war »Freidenkertum«, ein Rationalismus empirisch-chinesischer Prägung mit etwas christlich-konfessioneller Farbauflage.

6. **Anpassung des Christentums an fremde Religionen.** Die dogmatische Farblosigkeit des Christentums lässt es langsam mit andern Religionsformen in Eins zusammenfliessen. Diesem Prozess stehen die Angelsachsen aus bestimmten Gründen gar nicht unsympathisch gegenüber. Man spielt mit dem Gedanken, Christus als »erste Krone des Hinduismus« zu betrachten. Er wird als »edelster Asiate« ins Hindu-Pantheon aufgenommen. Die einzig mögliche Kirche in Indien wäre eine Hindu-Kirche Christi. Wo Christentum, aufhört und Heidentum anfängt, lässt sich kaum mehr feststellen. Gandhi würde sicher als Christ gelten, wenn er diese Zugehörigkeit nicht bestimmt ablehnte. Auch in China verbindet sich bei der Mission die Ethik des Konfucius mit dem Geist Christi. In Japan gar fand am 5. Juni 1928 in Tokio im Saale des christlichen Jungmännervereins der 1. Kongress der »Einigung der drei Bekenntnisse« statt. Anwesend waren 550 Buddhisten, 260 Shintoisten (Alte Religionsform Japans) und 160 Protestanten. Man gab nachdrücklich der Hoffnung Ausdruck, dass es gelingen möge, die drei Religionen zu einer einzigen zu vereinigen. (Ein schönes Gebräu! Der Bericht-erstatte.) In Afrika nimmt der Synkretismus und der Durcheinander in den zu früh verselbständigten Kirchen derartige Formen an, dass hier das Christentum unter das frühere Heidentum gesunken ist.

Bei diesem Stand der Dinge sind wirklich die Aussichten für die evangelische Mission nicht rosig. Dazu kommt nun noch Eines: Auch in Europa, dem Mutterland einiger Missionen, macht das Christentum gegenwärtig starke Krisen durch. Wir stehen heute vor Entscheidungen, darüber kann kein Zweifel mehr herrschen. Einerseits nachhaltige Verstärkung des klerikal-kulturellen Druckes (Diktaturen, Konkordate, Gotteslästerungsprozesse etc. etc.), daneben ein sprunghaftes Anwachsen der Freidenker-Organisationen. Und im Osten Russland, wo 130 Millionen Menschen einer systematischen atheistischen Propaganda ausgesetzt sind, in religionsgeschichtlicher Hinsicht überhaupt das gewaltigste Ereignis der Geschichte, in seinen Auswirkungen noch nicht zu übersehen. Der Aufmarsch der Gegner im grossen weltanschaulichen Kampfe vollzieht sich gegenwärtig vor unsern Augen. Grosse strategische Pläne waren nun bereits entworfen, um dem in Europa bedrohten Christentum zu Hilfe zu kommen. Von den christlich gewordenen Kolonialländern aus sollte womöglich das sich allmählich entchristlichende Europa zurückerobert werden, die Welle von Begeisterung und Glaube, die einst hinausgelaufen war in die Kolonien, sollte zurückeilen und bei uns Wunder bewirken. Dieser schöne Traum ist ausgeträumt! Die Kolonien werden mehr als unsicher; das Interesse am Osten kühlt sich bedenklich ab; und in Europa nähern sich die fürchterlichen Krisen der grossen Götterdämmerung! H.

Ein neuer Gottesbeweis.

Spass muss auch sein.

Trotzdem die Physik längst bewiesen hat, dass es keine Maschine gibt und geben kann, die ohne Energieverlust arbeitet, so quälen sich doch heute noch viele Narren damit, ein perpetuum mobile zu erfinden.

So darf es uns denn nicht wundern, dass auch die Theologen es nicht aufgegeben haben, immer noch neue Gottesbeweise zu konstruieren, welche die modernen Forschungen berücksichtigen, trotzdem der Philosoph Kant mit unwiderleglicher logischer Schärfe dargelegt hat, warum es keinen positiven Gottesbeweis geben kann.

Auf wessen Mist der allerneueste Gottesbeweis gewachsen ist, kann ich nicht sagen; ich selbst habe ihn gelegentlich einer Polemik in einem Gebirgsdorf in Oesterreich aus dem